



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lang, mit ihr allein zu sein. Ich mochte kommen, wann ich wollte, immer fand ich jemand vor. Freilich lag das zum Teil auch daran, daß ich eben nicht kommen konnte, wann ich wollte. Der Chef der Provinz war zur Revision verreist, wie es hieß, der Polizeimeister war gleich nach seiner Abreise auf das Land gezogen, der Gehilfe des Polizeimeisters war unwohl, besorgte die Kanzlei, verließ aber das Lokal nicht. Semeljan Afanasjewitsch vertrat seine Stelle und fuhr jeden Vormittag zum Polizeimeister zum Rapport. Mich hatte er mit der Genehmigung des Polizeimeisters für die Vormittage mit der Aufsicht über den ganzen Stadtteil beauftragt. Ich konnte darum nur am Nachmittage zu den Sawinskis, und auch das nicht öfter als zwei, höchstens dreimal in der Woche. Ich war mithin am Vormittag der Vorgesetzte meiner drei Kollegen, gab ihnen Aufträge und empfing ihre Berichte. Prorwin nahm die Sache rein dienstlich, schlug die Hacken zusammen und meldete militärisch, was er mußte. Nemirow war schläfrig und unbeweglich wie immer. Guibo setzte sein verächtlichstes Gesicht auf und nannte mich seinen Vormittagsvorgesetzten.

Ich sah Mascha manchmal fast eine Woche nicht und traf nur den Leutnant mit der Mutter in der Wohnung, da Mascha mit einigen Freundinnen und Offizieren Spaziergänge ins Freie machte. Zwar blieb sie nie lange aus, aber ich konnte nicht geduldig warten wie der Leutnant und mußte wieder in den Dienst.

So verging mir der Frühling und der Anfang des Sommers recht traurig, und ich sehnte mich mit Ungeduld nach dem Spätsommer. Dann sollte das Regiment zu einem großen Manöver ausrücken und wenigstens sechs Wochen nicht wiederkehren. Das würden für mich genüßreiche Wochen werden, hoffte ich.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom neuesten Turmbau zu Babel. Es gibt Schuljungen, die die Bibel auf Pflanterien durchstöbern, und es gibt Männer, die sie durchforschen, um aus den in ihr vorkommenden Greuelgeschichten und Widersprüchen ihre Wertlosigkeit, Ungöttlichkeit und Verderblichkeit zu beweisen. Solche lernen sie natürlich nicht kennen. Wer sie kennt, dem ist es keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß der neueste Angriff auf sie enden werde, wie alle frühern Angriffe geendigt haben, und das Ende ist diesmal rascher gekommen, als sich erwarten ließ. Ehe diese Zeilen den Lesern vor die Augen kommen, werden sie das Heftchen gekauft und gelesen haben, das die Geseze Hammurabis*) enthält, und werden daraus den gewaltigen Unterschied zwischen diesem ältesten bürgerlichen und Kriminalgesetzbuch und dem Geseze Moses erkannt haben. Daß Babylon einer der ältesten Kulturstaaten gewesen, daß sein Boden wie ein Garten angebaut, seine Hauptstadt mit den herrlichsten Bauwerken geschmückt gewesen ist, hat schon längst jedes Kind zunächst aus

*) Die Geseze Hammurabis, Königs von Babylon, um 2250 v. Chr., das älteste Gesetzbuch der Welt. Übersetzt von Hugo Winkler. Mit einer Abbildung des Steindenkmals. Heft 4 der von der Vorderasiatischen Gesellschaft unter dem Titel „Der alte Orient“ herausgegebenen gemeinverständlichen Darstellungen (Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902). — Zions Sieg über Babel, Predigt vom Pastor Georg Laffon (Berlin, Frowitzsch und Sohn, 1903). — Die altorientalischen Denkmäler, eine Erwiderung auf Professor Fr. Delitzschs „Babel und Bibel“ von Professor Dr. Fr. Hommel (Verlag der deutschen Orientmission, Berlin W, Lützowufer 5, ohne Jahreszahl). — Das Alte Testament und die Ausgrabungen von Dr. Karl Budde, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Marburg (Gießen, J. Necker, 1903. Nr. 18 der Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen). — Im Kampfe um Babel und Bibel. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr von Dr. Alfred Jeremias, Pfarrer der Lutherkirche zu Leipzig (Leipzig, J. C. Hinrichs, 1903).

der Bibel gewußt. Daß ein solcher Kulturstaat nicht ohne Gesetze bestehen kann, die das Eigentumsrecht, den Gewerbebetrieb und den Handel, die Pflichten der Untertanen, das Eherecht und das Erbrecht regeln, steht von vornherein fest. Und zwar fallen aus innerer Notwendigkeit alle solche Regelungen ähnlich aus. Daß das auf eine Stele eingegrabne Gesetz des babylonischen Königs die Regel bestätigt, kann nicht überraschen, und höchst interessant ist es, daß wir darin auch manche Besonderheiten des mosaischen Gesetzes wiederfinden, wie die, daß Bußen festgesetzt werden für den von einem stößigen Ochsen angerichteten Schaden. Aber von dem, was das mosaische Gesetz und die Propheten vor allen Gesetzbüchern der Alten Welt auszeichnet, finden wir auch in dem babylonischen Gesetzbuch keine Spur, vielmehr in einigen Stücken ausdrücklich das Gegenteil. Von den drei wunderbaren Vorzügen des biblischen Gesetzes ist der erste seine Humanität, an die auch die griechische Humanität, wenn man in diesem Begriff das Gewicht auf allgemeine Menschenliebe und Erbarmen legt, bei weitem nicht heranreicht. Die Pflicht, für die Armen, für Witwen und Waisen, für die Fremdlinge zu sorgen, die Sklaven und sogar das Vieh menschlich zu behandeln, wird unzähligemal eingeschärft, jedes Vergehen gegen den Schwachen als ein abscheulicher Frevel gebrandmarkt, der eine strengere Bestrafung von Gott zu erwarten habe als jeder andre; und in der auch dem Sklaven zu gewährenden Sabbathruhe wird eine Institution eingesetzt, deren segensreiche Wirkungen erst in unsrer Zeit der wahnsinnigen Arbeithege in ihrer ganzen Größe und Bedeutung erkannt werden, und mit der sich keine andre soziale und humane Einrichtung irgend eines Volkes oder irgend einer Zeit vergleichen läßt. (Alle Assyriologen, die sich bis jetzt haben vernehmen lassen, erklären die Zurückführung des Sabbaths auf Babel für einen der ärgsten Irrtümer des Professor Delitzsch, der, sagen sie, nur als Philologe unbestreitbar große Verdienste habe; so der Pariser Professor Julius Oppert in Nr. 128 der Wiener Zeit, der die Kritik der Sabbathableitung mit den Worten schließt: „Der Nachweis des sogenannten babylonischen Ursprungs der jüdischen Kultur läuft auf folgendes hinaus: Wir können beweisen, daß die Chaldäer die Nasen mitten im Gesicht hatten, die Juden auch, also stammen die Nasen der Juden aus Babylon.“) Der zweite Vorzug des jüdischen Gesetzes war sein Monotheismus. Dieser war schon deswegen Lebensbedingung jeder höhern Kultur in Vorderasien, weil Menschenopfer und Prostitution (sowohl weibliche als männliche) wesentliche Bestandteile aller vorderasiatischen Kulte waren. (In den Gesetzen Hammurabis erscheinen die aus Herodot und aus der Bibel bekannten „gottgeweihten“ Tempeldirnen und Buhlen als ein Stand, der sein besondres Recht hat; neben ihnen werden Tempeljungfrauen erwähnt, die also gleich den Vestalinnen zur Keuschheit verpflichtet gewesen zu sein scheinen.) Außerdem ist der Monotheismus die Grundbedingung der Wissenschaft, denn so lange einige Duzend Götter einander die Weltherrschaft streitig machen, so lange nicht alle Erscheinungen auf eine gemeinsame Wurzel alles Daseins zurückgeführt werden, kann von Naturkausalität keine Rede sein. Bei den Griechen hat die Philosophie, die in Vorderasien fehlte, diese Bedingung geschaffen. Der heutige Atheismus ist nur ein verstümmelter Monotheismus, der zwar den Verlauf der physikalischen Erscheinungen rationell darzustellen vermag, aber schon bei den organischen versagt und dem Geistesleben gegenüber, also in der Hauptsache, ganz ratlos ist. Der dritte Vorzug der mosaischen Religion ist ihr prophetischer Charakter. In einem liberalen Blatte glaubte jüngst ein moderner Babylonier einen Haupttrumpf auszuspielen, indem er seinen Triumphgesang ungefähr mit den Worten schloß: Gott sei Dank! (nein, so kann er ja nicht geschrieben haben! Also vielleicht Delitzsch sei Dank!), der Aberglaube von der sogenannten Offenbarung ist jetzt endgiltig abgetan! Die Bibel ist nichts als ein Abklatsch babylonischer Mythen und Gesetze! Und diese ganze babylonische Herrlichkeit ist der Vernichtung anheimgefallen, obwohl der hochmütige Hammurabi sich einbildete, er und seine Nachfolger würden ewig herrschen. (Dieser Hammurabi, von dem die Assyriologen sagen, daß er der 1. Mose 14 in der Geschichte Abrahams erwähnte Amraphel sei, hat in der Ein-

leitung zu seinen Gesetzen und im Nachwort das Menschenmögliche an Selbstlob geleistet [sein Charakterzug, von dem die Frommen der Bibel das Gegenteil zeigen] und jeden, der seine Gesetze abschaffen oder sein Denkmal zerstören würde, mit den furchtbarsten Flüchen bedroht und alle seine Götter und Göttinnen mit Namen aufgefodert, über einen solchen die grausamsten Strafen zu verhängen. Das hat aber einen Lamiterkönig nicht abgehalten, Babylon zu plündern, unter anderm auch die Stele Hammurabis nach Susa zu schleppen, wo sie gefunden worden ist, einige Zeilen der Gesetze ausmeißeln zu lassen und seine eigne Inschrift darauf zu setzen.) Kann man blinder sein als der Triumphator? Daß Babylon untergegangen, daß die Weissagung im 13. und 14. Kapitel des Jesaja gegen die hochmütigen Könige dieses Reichs buchstäblich in Erfüllung gegangen ist, während das Wesentliche des Gesetzes des Moses bei Juden und Christen heute noch gilt und durch diese seine beiden Organe die Welt beherrscht, das ist ja gerade der handgreifliche Beweis für den übernatürlichen Ursprung der Bibel! Diese Seite der Sache beleuchtet Lasson in seiner Predigt.

Hommel kommt in seiner Kritik der Vorträge von Delitzsch zu dem Ergebnis: „Die altorthodoxe Inspirationslehre [der Glaube an die Buchstabeninspiration und das Widerstreben gegen die Anerkennung der Tatsache, daß die mosaischen Schriften durch spätere Einschreibungen verändert worden sind] muß gerade den ersten elf Kapiteln der Bibel gegenüber aufgegeben werden. Aber von der Auffassung der Wellhausenschule und von Delitzsch trennt uns trotzdem eine Welt.“ Die genannte Schule folgert bekanntlich: Die Israeliten sind zur Zeit Moses rohe Nomaden gewesen, und solchen konnten keine Gesetze gegeben werden, die nur für ein festhaftes Kulturvolk passen. Da ferner in der Nachzeit und in der Zeit der ersten Könige das Gesetz nicht gegolten hat, so ist offenbar die angebliche Wiederherstellung des Gesetzes unter einigen spätern Königen und nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft in Wirklichkeit die Gesetzgebung selbst gewesen, und deren Zurückverlegung in die Zeit des Moses eine Erdichtung der Priester. Nun haben die Ausgrabungen bewiesen, daß die Israeliten rings von Kulturvölkern eingeschlossen gelebt haben, von deren Kultur sie, wenn sie auch eine Zeit lang nomadisierten, nicht unberührt bleiben konnten, daß auch Arabien nicht wie heute eine Wüste, sondern ein zivilisiertes Land gewesen ist, besonders Midian, und daß dieses Land, dessen Priester Jethro des Moses Schwiegervater war, gottesdienstliche Gebräuche gehabt hat, die den von Moses angeordneten ähnlich waren. (Die arabischen Ausgrabungen hat Delitzsch gar nicht berücksichtigt.) Dadurch wird, schreibt Hommel, die minutiöse Ritualgesetzgebung im 2. bis 4. Buche Moses, der von den Wellhausenanern sogenannte Priesterkodex, dessen frühen Ursprung sie für unmöglich erklären, auf einmal historisch begreiflich. „Man sollte denken, die bloße Aufdeckung dieser Tatsache müßte sofort die größte Umwälzung in den Anschauungen der Gelehrten von den kultischen und Kulturzuständen der Israeliten zur Zeit des Moses herbeiführen; aber unsere Alttestamentler sind nun einmal verbohrt in die leider bereits traditionell gewordne Meinung vom rohen Kulturstand der Hebräer, und mit Scheuklappen an beiden Augen sehen sie nicht, was rechts und links vorgeht.“ Wellhausens religionsphilosophische Konstruktionen scheitern nach Hommel an den Tatsachen, die man brutal nennen könne, weil sie auf die Empfindlichkeit der in ihrer Eitelkeit gekränkten Gelehrten keine Rücksicht nehmen. „Daher erklärt sich auch die fanatische Wut der sogenannten modernen Kritik, die vor den gehässigsten Mitteln nicht zurückscheut, wenn es gilt, die unbequemen Gegner in den Bann zu tun, sie als rückständig und unwissenschaftlich zu brandmarken. Mögen die Alttestamentler vor allem auch die Halben, die auf beiden Seiten hinken, sich endlich einmal ganz vom evolutionistischen Banne losmachen!“

Budde wendet sich mit seiner Kritik weniger gegen Delitzsch als gegen Hugo Winkler. Dieser hat mit Heinrich Zimmern zusammen eine gründlich umgearbeitete dritte Ausgabe des 1872 erschienenen Werkes des Altmeisters der deutschen Assyriologie, Eberhard Schrader: Die Keilinschriften und das Alte Testament, heraus-

gegeben. Budde charakterisiert diese neue Ausgabe mit der Bemerkung, der Titel würde richtiger lauten: Der Keilschriftler und das Alte Testament. „Ein schrankenloser Panbabylonismus läßt Winkler alle andern Völkerpersönlichkeiten im alten Vorderasien vernichten und verneinen.“ Budde erzählt folgendes Geschichtchen, das eigentlich aus zweien besteht, und das, wenn die Gelehrten für Belehrung empfänglich wären, der Ableitungsmanie ein Ende machen würde. Ein hervorragender Gelehrter hat ihm ein als Manuskript gedrucktes Werk übersandt, worin mit großem Scharfsinn nachgewiesen wird, daß der ganze Stoff der ersten sechs oder sieben Bücher der Bibel bis in die kleinsten Einzelheiten hinein der ägyptischen Mythologie entnommen sei. Der Verfasser hat auf Buddes Rat von der Veröffentlichung Abstand genommen, wozu wohl nicht wenig die Mitteilung des Genannten beigetragen haben mag, in einem andern ihm übersandten Manuskript werde „der zwingende Nachweis geführt, daß der ganze Bestand der alttestamentlichen Sagen aus der altirischen Götterlehre herstamme, wie denn überhaupt die Wanderung der Menschheit und die Besiedlung der Länder nicht von Südosten nach Nordwesten, sondern von Nordwesten nach Südosten vor sich gegangen sei.“ Winkler hat auch die Entdeckung Studens ausgesponnen, daß die alttestamentlichen Patriarchen und Könige babylonische Sonnens-, Mond- und Sternengötter, und ihre Geschichten mythologische Darstellungen der Bewegungen und Phasen der Gestirne seien; in das Prokrustesbett der Sommer- und Winterstellung von Sonne, Mond und Morgenstern hat er die ganze alttestamentliche Geschichte eingespannt. Budde führt diese verrückte Idee ad absurdum und mißbilligt es, daß solche Phantastereien, die man allenfalls verzeihen könnte, wenn die Bibelkritik eine ganz junge Wissenschaft wäre, in einem Werke niedergelegt werden, das auf die Autorität des ursprünglichen Verfassers hin der Student und der Pfarrer als Handbuch anschaffen in der Meinung, es enthalte die gesicherten Ergebnisse der Denkmälerforschung.

Jeremias weist zunächst nach, daß einige Kritiker von Delitzsch, unter andern auch der seinerzeit von uns belobte Eduard König, mehrfach daneben geschossen haben, und beleuchtet eine Anzahl neuerer Bibelhypothesen in der Absicht, eine Verständigung anzubahnen. Die minäischen (arabischen) Inschriften, deren Inhalt bis jetzt leider nur zum kleinsten Teile bekannt geworden ist, erwähnt auch er und bemerkt, wenn die Prüfung ergeben sollte, daß Arabien wirklich damals ein Kulturland gewesen sei, so werde damit einer der Hauptvoraussetzungen der evolutionistischen Auffassung der Geschichte Israels der Boden entzogen. Jeremias findet es betrübend, daß die ruhige Entfaltung der Assyriologie, einer so schönen Wissenschaft, durch das plumpe Eingreifen entgegengesetzter Tendenzen gestört werde; anfangs seien alle Funde in martischreierischer Weise als Bestätigungen biblischer Angaben ausgenutzt worden, dann habe man sie in den Dienst einer destruktiven Kritik zu stellen versucht. Die Bedenklichen unter den positiven Theologen bittet er, folgendes zu erwägen. „Sofern das Alte Testament Anspruch auf eine *fides divina* hat als Urkunde der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts, bedarf es keiner Stütze durch Hilfswissenschaften. Hier kann Babel das Verständnis nicht fördern, aber auch die Bibel nicht gefährden trotz alles wissenschaftlichen Sprachengewirrs. Zehn fettgedruckte Stellen in der Lutherbibel genügen, um zu zeigen, wie erhaben der Geist des Alten Testaments über Babylon steht. Aber das Alte Testament hat auch eine menschliche Seite — so großartig und interessant, daß keine Literatur der Antike mit ihr in einem Atem genannt werden darf. Vieles blieb dunkel, so lange der weltgeschichtliche und kulturgeschichtliche Rahmen verdeckt war, in dem sich die Geschichte Israels abgepielt hat. Jetzt lichtet sich die Welt rings um Kanaan her. Hier kann die Keilschriftforschung wichtige Hilfsdienste tun für das Verständnis der Bibel. Das unvergängliche Kleinod, das Israel besitzt, wird in solcher Umgebung nur um so heller leuchten, und auch die *fides humana*, auf die das einzigartige Literaturbuch Anspruch hat, wird die Feuerprobe bestehn.“

Daran zweifeln auch wir nicht. Aber wie unsre Zeitungs- und Zeitschriften-

presse nun einmal beschaffen ist, wird es ziemlich lange dauern, ehe das Ergebnis der Feuerprobe bei den Millionen Deutschen bekannt wird, die auf die Autorität von unfehlbaren Gelehrten hin, deren Auge für den Glanz des Kleinods blind ist, die Bibel für ein schlechtes Buch halten, und die darum gar nicht daran denken, zehn fettgedruckte Stellen darin zu lesen. Für die Wissenden steht es ja längst fest, daß die Bibelkritik Studenten, Pfarrer und Zeitungspublikum nicht weniger arg genasführt hat als der Darwinismus, aber der Wissenden sind vorläufig nicht gar viele. Von Orthodogie sind auch wir sehr weit entfernt; den orthodoxen Inspirationsglauben haben wir niemals geteilt, und für die Forschungen, die uns das Menschliche in der Bibel historisch verständlich machen, sind wir dankbar. Aber daß manche Forscher, anstatt den fanatisch religionsfeindlichen Zeitungsjanhagel, der jedes Forschungsergebnis dazu benützt, dem Volke die Bibel verächtlich und lächerlich zu machen, nicht energisch abschütteln, ja ihn wohl gar aufmuntern, finden wir nicht schön. Zu den wenigen Organen, die sich im Aufklärungsdienst abmühen, hat sich soeben ein neues gesellt, das wir als Bundesgenossen begrüßen: Glauben und Wissen. Volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. Herausgeber: Dr. phil. E. Dennert in Godesberg. Verlag von Ernst Kielmann in Stuttgart. Die ersten beiden Hefte enthalten sehr schöne Aufsätze erkenntnistheoretischen, historischen, ästhetischen, naturphilosophischen Inhalts.

Die Polennot im deutschen Osten. (Studien zur Polenfrage von W. v. Massow. Berlin, Alexander Duncker, Verlag, 1903.) Der Verfasser, der die Provinz Posen aus eigener Anschauung kennt, behandelt im ersten „Die polnische Gefahr“ überschriebenen Teile die Ursachen des Untergangs Polens, das polnische Volkstum unter preußischer Herrschaft, die Hoffnungen der Polen, die polnischen Parteien, die polnische Propaganda, das Verhältnis der Polen zum preußischen Staat, den polnischen Volkscharakter, die wirtschaftlichen und die Kulturgegensätze, die kirchlichen Verhältnisse, und im zweiten Teile die Abwehr der polnischen Gefahr in drei Abschnitten; im ersten werden die allgemeinen Grundsätze entwickelt (Wege und Ziele, die Organisation des Deutschtums, die Beamten und das Heer in der Polenpolitik, die allgemeine Staatspolitik und das Polentum), im zweiten werden die wirtschaftlichen Maßregeln erörtert, im dritten Regeln für die Sprachenpolitik aufgestellt. Der Verfasser zeichnet sich vor andern Autoren, die den Gegenstand behandelt haben, nicht allein durch gründliche historische Kenntnisse, weiten politischen Blick und wirklich ehrlichen, aber durch Gerechtigkeit und tiefe Bildung gemäßigten Patriotismus aus, sondern auch dadurch, daß er die guten Eigenschaften der Polen voll auf anerkennt und vor ihrer Unterschätzung warnt. Wenn er jedoch so weit geht, die Wiederaufrichtung des polnischen Staats als möglich hinzustellen, so liefert er damit den phantastischen Hoffnungen und dem Fanatismus der Polen nur neue Nahrung. Wir sehen die Gefahr nicht auf dem politischen, sondern auf dem wirtschaftlichen Gebiet, und soweit der drohende wirtschaftliche Zustand politische Gefahren im Gefolge haben kann, diese in anderer Richtung. Auf das Wirtschaftliche legt ja nun auch Massow das Hauptgewicht und macht in dieser Beziehung brauchbare Vorschläge. Sein Programm läuft auf das hinaus, worauf sich mehr und mehr die Politiker einigen: nicht die Polen schikanieren, sondern die Deutschen wirtschaftlich stärken, Deutsche hinschaffen und die Deutschen, die dort sind, durch Besserung ihrer Lage am Weglaufen hindern, das ist die Hauptsache. Das Buch wird dazu beitragen, die verfahrne Angelegenheit in richtigere Bahnen zu leiten, und ist deshalb zu empfehlen.

Schlechte politische Sitten. In Berlin ist der Chefredakteur der Nationalzeitung Siegfried Ernst Köbner an den Folgen einer Operation gestorben. Unter den vielen Beileidskundgebungen, die seiner Gattin zugehen, war auch ein Telegramm des Reichskanzlers. Der Reichsbote, ein evangelisch-kirchliches Blatt, von

dem man nicht recht weiß, ob das Reich, das er vertritt, von dieser oder von jener Welt ist, hat an diese Tatsache sowie an den Umstand, daß Reichskanzler Graf Bülow dem Verstorbenen zwei Tage vor dem unerwarteten Hinscheiden telegraphisch seine Teilnahme sowie seinen Glückwunsch zu der scheinbar gut verlaufenen Operation ausgesprochen hatte, seine Glossen geknüpft und bemerkt, daß die Nationalzeitung in letzter Zeit als ein ausgesprochen Bülow=offizielles Organ gearbeitet habe, sei bei verschiedenen Anlässen greifbar zutage getreten. Christliche Gesinnung scheint bei dem evangelischen Blatte, dem Reichsboten, obwohl ein früherer Pastor an seiner Spitze steht, nicht zuhause zu sein, ebensowenig das zu erwartende Maß von Standesgefühl. Denn sonst hätte sich der Reichsbote über die Teilnahme, die der oberste Beamte des Reichs an dem Leiden und Sterben des Leiters einer der angesehensten deutschen Tageszeitungen genommen hat, nur freuen können. Er ist statt dessen ebenso unchristlich wie unverständlich zu Werke gegangen, indem er die Teilnahme des Grafen Bülow hämisch mit der angeblichen Offiziosität der Nationalzeitung in Verbindung gebracht hat. Man wird solche übeln politischen Sitten, die den politischen Kämpfen in Deutschland eine sehr bedauerliche, weder im Interesse der Sache noch des Landes liegende persönliche Schärfe verleihen, nur höchlich bedauern können. Im vorliegenden Falle ist die Behauptung des Reichsboten obenin unwahr, denn kaum irgend eine andre Zeitung in Deutschland hat den Regierungsstandpunkt in der Zolltariffrage mit solcher Schärfe bekämpft und der Regierung, insbesondere dem Reichskanzler, soviel Schwierigkeiten gemacht wie die Nationalzeitung, die dabei sogar von einem Teil ihrer Parteigenossen desavouiert worden ist. In Berliner publizistischen Kreisen ist hinlänglich bekannt, daß Graf und Gräfin Bülow mit dem Verstorbenen wiederholt in Norddoney zusammengetroffen sind und ihn dort persönlich kennen gelernt haben. Der Reichskanzler hat schon bei manchen Anlässen zu erkennen gegeben, daß er menschliche Teilnahme und Politik auseinander zu halten versteht, und daß es für ihn persönlich keine politischen Feindschaften gibt. Graf Bülow ist nicht aus der innern Politik hervorgegangen und ist deren Gegenläufer erst seit seiner Berufung nach Berlin näher getreten. Es ist für ihn und für die Geschäfte des Reichs sicherlich ein großer Vorzug, daß er sein Amt ohne persönliche Verbitterung und Voreingenommenheit beginnen konnte.

Bittere Angriffe und Kritiken sind auch ihm bei dem in Deutschland im politischen Kampfe üblichen Ton ja nicht erspart geblieben, aber er selbst hat sich, so viel man erkennen konnte, bisher von politischen Feindschaften fern gehalten und sich ein ungetrübtes menschliches Gefühl auch für den politischen Gegner oder den politisch Andersdenkenden bewahrt. Verständige Leute sollten das zu schätzen wissen. Es ist auffallend, daß gerade ein evangelisch=konservatives Blatt auf die Ertötung des menschlichen Empfindens im politischen Kampfe ausgeht und den Gegner einfach als reif zur Laterne behandelt. Von einem protestantischen Geistlichen hätte man eher ein Beispiel der Beredlung als der Verrohung der politischen Sitten erwarten dürfen. Der Reichsbote würde sicherlich mehr im Geiste christlicher Duldung und des Wortes „Liebet eure Feinde!“ gehandelt haben, wenn seine Redaktion bei der Bestattung eines angesehenen und hochbegabten Kollegen angemessen vertreten gewesen wäre. Nach den Mitteilungen, die die Nationalzeitung über die Begräbnisfeier gibt, scheint aber die Berliner Presse überhaupt bei diesem traurigen Anlaß ein sehr geringes Maß von Standesgefühl und esprit de corps an den Tag gelegt zu haben. Bei Auffassungen wie die des Reichsboten ist das begreiflich. Sie gereichen weder unserm öffentlichen Leben zum Vorteil noch der deutschen Presse zur Ehre. Wenn die Berufsgenossen einander so behandeln, daß sie den politischen Gegner noch im Sarge persönlich verunglimpfen, wie können sie bei den andern Ständen Achtung und Wertschätzung für die Presse erwarten!

* 5 *

